



LOUISE
PENNY

*Wo die Spuren
aufhören*

DER ZEHNTE FALL
FÜR GAMACHE





LOUISE
PENNY

*Wo die Spuren
aufhören*

DER ZEHNTE FALL
FÜR GAMACHE

K
A
M
P
A



Louise Penny

Wo die Spuren aufhören

Der zehnte Fall für Gamache

Roman

Aus dem kanadischen Englisch von Sepp Leeb

Kampa

*Für Michael,
von Freude überrascht*

1

Als Clara Morrow sich ihm näherte, fragte sie sich, ob er wieder dieselbe kleine Geste machen würde, die er bisher jeden Morgen gemacht hatte.

Sie war so winzig, so belanglos. So leicht zu übersehen. Beim ersten Mal.

Aber warum machte Armand Gamache sie immer wieder?

Clara kam sich ein wenig kindisch vor, dass sie sich das überhaupt fragte. Wahrscheinlich hatte sie gar nichts zu bedeuten. Doch bei einem Mann, der nicht dazu neigte, Geheimnisse preiszugeben, wirkte diese Geste geradezu verstohlen. Eine harmlose Bewegung, die sich nach einem Schatten zu sehnen schien, in dem sie sich verstecken konnte.

Und doch war er hier, im vollen Licht des neuen Tages, und saß auf der Bank, die Gilles Sandon kürzlich gebaut und auf der Kuppe des Hügels aufgestellt hatte. Vor Gamache lagen die Berge, die sich mit dichten Wäldern bedeckt von Québec bis Vermont zogen. Der Fluss Bella Bella, im Sonnenschein ein silbernes Band, schlängelte sich zwischen ihnen hindurch.

Und unten im Tal, angesichts dieser grandiosen Landschaft leicht zu übersehen, lag das bescheidene kleine

Dorf Three Pines.

Armand kam nicht hierher, um sich den Blicken der anderen zu entziehen, aber auch nicht, um die Aussicht zu genießen. Stattdessen saß der große Mann jeden Morgen über ein Buch gebeugt auf der hölzernen Bank. Und las.

Als sie näher kam, sah Clara Morrow, wie es Gamache wieder tat. Er setzte seine Lesebrille mit den halbmondförmigen Gläsern ab, klappte das Buch zu und schob es in seine Tasche. Es war mit einem Lesezeichen versehen, aber er bewegte es nie. Wie ein Stein blieb es, wo es war, und markierte eine Stelle ziemlich weit hinten. Eine Stelle, der er sich näherte, die er aber nie erreichte.

Armand klappte das Buch nicht geräuschvoll zu, eher ließ er es von seiner eigenen Schwere zufallen. Ohne die Seite zu markieren, stellte Clara fest. Kein alter Beleg, keine Zug- oder Busfahrkarte an der Stelle, wo er zu lesen aufgehört hatte. Es war, als spielte es keine Rolle. Jeden Morgen begann er von Neuem. Kam dem Lesezeichen immer näher, hörte aber jedes Mal auf, bevor er es erreichte.

Und jeden Morgen schob Armand Gamache das schmale Bändchen in die Tasche seines leichten Sommersakkos, bevor sie den Titel sehen konnte.

Dieses Buch und Armands Verhalten beschäftigten sie immer mehr.

Sie hatte ihn sogar schon danach gefragt, vor gut einer Woche, als sie sich zum ersten Mal zu ihm auf die neue Bank über dem alten Dorf gesetzt hatte.

»Gutes Buch?«

»Ja.«

Armand Gamache hatte dabei gelächelt und so seine kurz angebundene Antwort abgeschwächt. Fast.

Von einem Mann, der selten jemanden abwimmelte, war es wie ein leichter Stoß.

Nein, dachte Clara, als sie ihn jetzt im Profil betrachtete. Zurückgestoßen hatte er sie nicht. Er war nur selbst einen Schritt zurückgewichen. Vor ihr. Vor ihrer Frage. Er hatte das abgegriffene Buch eingesteckt und sich zurückgezogen.

Die Botschaft war klar. Und Clara verstand sie. Aber das hieß nicht, dass sie sie beherzigen musste.

Armand Gamache blickte über den sattgrünen Mittsommerwald und die Berge, die sich ins Unendliche erstreckten. Dann senkte sich sein Blick auf das Dorf im Tal hinab, das wie in einer urzeitlichen Hand zu ruhen schien. Ein Stigma in der Landschaft Québecs. Keine Wunde, sondern ein Wunder.

Mit seiner Frau Reine-Marie und ihrem Schäferhund Henri machte er jeden Morgen einen Spaziergang. Immer wieder warfen sie den Tennisball, bis sie ihn irgendwann selbst apportieren mussten, weil Henri sich von einem wirbelnden Blatt oder einer Fliege oder den Stimmen in seinem Kopf ablenken ließ. Der Hund rannte dann zunächst dem Ball hinterher, blieb aber plötzlich stehen, um ins Nichts zu starren und seine riesigen Satellitenschüsselohren in alle Richtungen zu drehen. Als

wollte er sie auf eine nur für ihn zu hörende Botschaft ausrichten. Nicht angespannt, aber neugierig. Ganz ähnlich lauschten auch Menschen, wurde Gamache bewusst, wenn der Wind Fetzen eines besonders geschätzten Musikstücks an ihr Ohr trug. Oder eine vertraute Stimme aus weiter Ferne.

Den Kopf auf die Seite gelegt, einen leicht bescheuerten Ausdruck im Gesicht, spitzte Henri dann die Ohren, während Armand und Reine-Marie apportierten.

Mit der Welt war alles in Ordnung, dachte Gamache, als er still im frühen Augustsonnenschein saß.

Endlich.

Bis auf Clara, die es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, ihm jeden Morgen auf der Bank Gesellschaft zu leisten.

Glaubte sie vielleicht, er sei einsam und sehne sich nach Gesellschaft, wenn Reine-Marie und Henri gegangen waren und er allein hier oben saß?

Doch das bezweifelte er. Clara Morrow war eine ihrer engsten Freundinnen geworden, und sie kannte ihn zu gut.

Nein, sie war aus ihren eigenen Gründen hier.

Jedenfalls war sein Interesse geweckt. Und beinahe konnte er sich vormachen, dass es sich dabei um seinen erwachenden Ermittlerinstinkt handelte und nicht um simple Neugier.

Sein ganzes Berufsleben lang hatte Chief Inspector Gamache Fragen gestellt und Antworten gesucht. Nicht nur Antworten, auch Fakten. Aber was er wirklich suchte, und was wesentlich gefährlicher und schwerer zu fassen war

als Fakten, waren Gefühle. Weil sie ihn zur Wahrheit führten.

Und mochte die Wahrheit auch manche befreien, die Leute, hinter denen Gamache her war, brachte sie ins Gefängnis. Lebenslänglich.

Armand Gamache betrachtete sich mehr als Forscher denn als Jäger. Sein Ziel war, zu entdecken. Und was er entdeckte, vermochte ihn immer noch zu überraschen.

Wie oft hatte er schon einen Mörder vernommen und erwartet, auf gestockte Emotionen zu stoßen, auf eine sauer gewordene Seele? Und hatte stattdessen Gutmütigkeit gefunden, die auf Abwege geraten war.

Natürlich nahm er sie trotzdem fest. Aber inzwischen stimmte er mit Sister Prejean darin überein, dass niemand so schlecht war wie das Schlimmste, das er getan hatte.

Armand Gamache hatte das Schlimmste gesehen. Aber er hatte auch das Beste gesehen. Oft in ein und derselben Person.

Er schloss die Augen und hielt sein Gesicht in die frische Morgensonne.

Diese Zeiten lagen jetzt hinter ihm. Jetzt konnte er ausruhen. In der Höhlung der Handfläche. Und sich über seine eigene Seele Gedanken machen.

Er musste nichts mehr entdecken. Was er suchte, hatte er hier gefunden. In Three Pines.

Er war sich der Anwesenheit der Frau neben ihm bewusst und öffnete die Augen, hielt sie aber nach vorn gerichtet und beobachtete, wie das kleine Dorf unten im

Tal zum Leben erwachte. Er sah seine Freunde und neuen Nachbarn ihre Häuser verlassen, um sich um ihre Gärten zu kümmern oder fürs Frühstück über den Dorfanger ins Bistro zu gehen. Er beobachtete, wie Sarah ihre Bäckerei öffnete. Dort hatte sie schon vor Tagesanbruch angefangen, Baguettes und Croissants und *chocolatine* zu backen, und jetzt war es Zeit, sie zu verkaufen. Sie hielt inne, um sich die Hände an der Schürze abzuwischen, und grüßte Monsieur Béliveau, der gerade den Gemischtwarenladen aufschloss. Schon seit ein paar Wochen saß Armand Gamache jeden Morgen auf der Bank und sah den Leuten bei ihren immer gleichen Tätigkeiten zu. Das Dorf hatte den Rhythmus, den Takt eines Musikstücks. Vielleicht war es das, was Henri hörte. Die Musik von Three Pines. Sie war wie ein Summen, ein Kirchenlied, ein tröstliches Ritual.

Gamaches Leben hatte nie einen Rhythmus gehabt. Jeder Tag war unvorhersehbar gewesen, und das schien ihm gut bekommen zu sein. Er hatte geglaubt, es sei Teil seines Wesens. So etwas wie Routine hatte es in seinem Leben nie gegeben. Bis jetzt.

Gamache musste sich gestehen, dass er ein wenig fürchtete, die Routine, die er jetzt so angenehm fand, könnte zu etwas Banalem verkommen und langweilig werden. Aber genau das Gegenteil war der Fall.

Die ständige Wiederholung schien ihm gutzutun. Je mehr er zu Kräften kam, umso mehr schätzte er diese Strukturiertheit. Seine täglichen Rituale empfand er dabei

überhaupt nicht als einengend, sondern vielmehr als befreiend.

Aufruhr brachte alle möglichen unangenehmen Wahrheiten zutage. Aber um sich mit ihnen auseinanderzusetzen, war Ruhe nötig. Wenn er an diesem friedlichen Ort in der Sonne saß, war Armand Gamache endlich frei, sich mit all den Dingen zu befassen, die auf den Boden gefallen waren. Wie auch er gefallen war.

Er spürte das geringe Gewicht und die Kanten des Buchs in seiner Tasche.

Unten im Tal humpelte Ruth Zardo, gefolgt von ihrer Ente Rosa, aus ihrem heruntergekommenen Cottage. Die alte Frau sah sich um, schaute dann die unbefestigte Straße hinauf, die aus dem Dorf führte. Weiter, immer weiter konnte Gamache den Blick aus ihren stählernen alten Augen den staubigen Weg hinaufwandern sehen. Bis er seinen traf. Und an ihm haften blieb.

Ruth hob ihre geäderte Hand zum Gruß. Und als hisste sie die Dorffahne, streckte sie ihm einen erhobenen Finger entgegen.

Gamache seinerseits verneigte sich leicht.

Die Welt war in Ordnung.

Außer ...

Er drehte sich zu der zerzausten Frau neben ihm.

Warum war Clara hier?

Clara schaute weg. Sie brachte es nicht über sich, ihm in die Augen zu sehen. Denn sie wusste, was sie gleich tun

würde.

Sie überlegte, ob sie erst mit Myrna reden sollte. Sie um Rat bitten. Aber sie entschied sich dagegen, denn damit hätte sie die Verantwortung für diese Entscheidung von sich abgewälzt.

Vielleicht fürchtete sie auch, Myrna würde es ihr ausreden. Ihr sagen, sie solle es nicht tun. Ihr sagen, es sei unfair und sogar grausam.

Denn das war es. Deshalb hatte Clara auch so lang gebraucht, um sich dazu durchzuringen.

Jeden Tag, an dem sie hier heraufgekommen war, war sie fest entschlossen gewesen, Armand etwas zu sagen. Und jeden Tag hatte sie einen Rückzieher gemacht. Oder vielleicht hatte auch der Engel auf ihrer Schulter an den Zügeln gezogen und sie zurückgerissen. Sie aufzuhalten versucht.

Und es hatte funktioniert. Bisher.

Jeden Tag hatte sie Smalltalk mit ihm gemacht, um dann wieder zu gehen, fest entschlossen, am nächsten Tag nicht zu kommen. Sie versprach sich und allen Heiligen und allen Engeln und Göttern und Göttinnen, am nächsten Tag nicht mehr zu der Bank hinaufzugehen.

Doch am nächsten Morgen, wie durch Zauberei, wie durch ein Wunder, einen Fluch, spürte sie erneut das harte Ahornholz unter ihrem Hintern. Und ertappte sich dabei, wie sie Armand Gamache ansah. Sich über das schmale Bändchen in seiner Tasche den Kopf zerbrach. In seine tiefbraunen nachdenklichen Augen schaute.

Er hatte zugenommen, was gut war. Es zeigte, dass Three Pines seine Aufgabe erfüllte. Es ging aufwärts mit ihm. Er war groß, und eine fülligere Figur stand ihm gut. Nicht dick, aber kräftig. Er hinkte nicht mehr so stark von seinen Verletzungen, und sein Gang war energischer. Aus seinem Gesicht war das Grau verschwunden, aber nicht von seinem Kopf. Sein gewelltes Haar war jetzt mehr grau als braun. Wenn er in ein paar Jahren sechzig wurde, wäre er vollständig ergraut, vermutete Clara.

Sein Gesicht verriet sein Alter. Es war von Sorgen und Bedenken und Problemen gezeichnet. Von Schmerzen. Doch die tiefsten Falten kamen vom Lachen. Um seine Augen und seinen Mund. Tief eingekerbte Heiterkeit.

Chief Inspector Gamache. Der ehemalige Leiter der Mordkommission der Sûreté du Québec.

Aber er war auch Armand. Ihr Freund. Der hierhergekommen war, um sich nach diesem Leben und all dem Sterben zur Ruhe zu setzen. Nicht, um sich vor dem Leid zu verstecken, aber um zu vermeiden, noch mehr anzuhäufen. Und um sich an diesem friedlichen Ort mit seiner eigenen Last zu befassen. Und sie allmählich von seinen Schultern zu nehmen.

Wie sie das alle getan hatten.

Clara stand auf.

Sie brachte es nicht über sich. Sie konnte diesem Mann nicht ihr Herz ausschütten. Er hatte seine eigene Bürde zu tragen. Und sie ihre.

»Dann also heute Abend bei euch?«, fragte sie. »Reine-Marie hat uns zum Essen eingeladen. Vielleicht kommen wir sogar dazu, ein bisschen Bridge zu spielen.«

Das nahmen sie sich immer vor, schafften es aber nur selten. Stattdessen unterhielten sie sich oder saßen still im Garten der Gamaches, während Myrna zwischen den Pflanzen herumging und ihnen erklärte, welche Unkraut waren und welche winterhart und Jahr für Jahr wiederkommen würden. Langlebig. Und welche Blumen einjährig waren. Geschaffen, um nach einem prächtigen kurzen Leben zu sterben.

Gamache stand auf, und wieder einmal konnte Clara sehen, was in die Rückenlehne der Bank geritzt war. Es war noch nicht dort gewesen, als Gilles Sandon die Bank aufgestellt hatte. Und Gilles behauptete steif und fest, es nicht gewesen zu sein. Plötzlich war die Inschrift einfach da gewesen, wie ein Graffiti, und niemand hatte sich dazu bekannt.

Armand streckte die Hand aus. Zuerst dachte Clara, er wolle sie ihr zum Abschied schütteln. Eine seltsam förmliche und endgültige Geste. Dann merkte sie, dass seine Handfläche nach oben gedreht war.

Er lud sie dazu ein, ihre Hand in seine zu legen.

Das tat sie. Und spürte, wie er seine Hand behutsam schloss. Endlich schaute sie ihm in die Augen.

»Warum bist du hier, Clara?«

Sie setzte sich abrupt und spürte wieder das harte Holz der Bank, das sie weniger stützte, als am Fallen hinderte.

2

»Worüber, glaubst du, reden sie?« Olivier servierte Reine-Marie einen Teller mit French Toast, frischen Beeren und Ahornsirup.

»Über Astrophysik vielleicht«, sagte sie und schaute in sein attraktives Gesicht hinauf. »Oder über Nietzsche.«

Olivier folgte ihrem Blick aus dem Sprossenfenster.

»Du weißt schon, dass ich Ruth und die Ente gemeint habe«, sagte er.

»Ich doch auch, *mon beau*.«

Olivier lachte und entfernte sich, um die anderen Bistrogäste zu bedienen.

Reine-Marie saß auf ihrem Stammplatz. Sie hatte nicht vorgehabt, ihn zu ihrem Stammplatz zu machen, es war einfach passiert. In den ersten paar Wochen, nachdem sie und Armand nach Three Pines gezogen waren, hatten sie sich jedes Mal an einen anderen Tisch gesetzt. Und die Tische und Stühle waren wirklich alle anders. Nicht nur von der Platzierung in dem alten Bistro, sondern auch vom Stil her. Lauter Antiquitäten, alle zu verkaufen, alle mit Preisschildern versehen. Einige waren alte Québecer Kiefernholzmöbel, andere dick gepolsterte edwardianische Armlehnstühle oder Ohrensessel. Nicht einmal moderne Stücke aus den fünfziger Jahren fehlten. Aus schlankem

Teak und überraschend bequem. Alle von Olivier gesammelt und von seinem Partner Gabri toleriert. Solange Olivier seine Funde nur ins Bistro stellte und es Gabri überließ, die Pension zu führen und einzurichten.

Olivier war schlank, diszipliniert und sich seines lässig legeren Erscheinungsbildes bewusst. Jedes Stück seiner Garderobe zielte darauf ab, den erwünschten Eindruck zu erwecken. Eines lockeren, stilvollen und dezent wohlhabenden Gastgebers. Alles an Olivier war dezent. Bis auf Gabri.

Eigentlich seltsam, fand Reine-Marie. Während Olivier persönlich einen zurückhaltenden, eleganten Stil pflegte, herrschte im Bistro ein irrer Mix aus Stilen und Farben. Das Bistro war weit davon entfernt, beklemmend oder überladen zu wirken, dennoch kam man sich darin vor wie zu Besuch bei einer weit gereisten exzentrischen Tante. Oder einem Onkel. Jedenfalls bei jemandem, der die Konventionen kannte, aber beschlossen hatte, sich nicht an sie zu halten.

An beiden Enden des langen Raums mit der Balkendecke standen riesige gemauerte Kamine. In der Wärme des Hochsommers wurden die darin aufgeschichteten Scheite nicht angezündet. Doch im Winter trotzten die züngelnden, knisternden Flammen dem Dunkel und der eisigen Kälte. Selbst jetzt entging Reine-Marie der leichte Geruch nach Holzrauch nicht. Wie ein Geist oder Wächter.

Erkerfenster blickten auf die Häuser von Three Pines, ihre Gärten voller Rosen, Taglilien, Waldreben und anderer

Pflanzen, deren Namen sie erst kennenlernte. Die Häuser bildeten einen Kreis, in dessen Mitte der Dorffanger lag. Und in dessen Mitte standen die drei Kiefern, die über der Gemeinde aufragten. Drei große Türme, die dem Dorf seinen Namen gegeben hatten. Three Pines. Es waren keine gewöhnlichen Bäume. Schon vor Jahrhunderten gepflanzt, waren sie vielmehr ein Symbol. Ein Zeichen für die Kriegsmüden.

Dass sie in Sicherheit waren. Geborgen.

Es war schwer zu sagen, ob die Häuser die Bäume beschützten oder die Bäume die Häuser.

Reine-Marie Gamache griff nach ihrer Tasse Café au Lait und nahm einen Schluck. Dabei beobachtete sie Ruth und Rosa, die auf der Bank im Schatten der Kiefern allem Anschein nach miteinander plapperten. Sie sprachen die gleiche Sprache, die verrückte alte Dichterin und die watschelnde Ente. Und beide schienen nur ein Wort zu kennen.

»Fuck, fuck, fuck.«

Wir lieben das Leben, dachte Reine-Marie, als sie Ruth und Rosa nebeneinandersitzen sah, *nicht weil wir ans Leben, sondern weil wir ans Lieben gewöhnt sind*.

Nietzsche. Wie Armand sie aufziehen würde, wenn er wüsste, dass sie Nietzsche zitierte, und sei es nur für sich selbst.

»Wie oft hast du dich über mich lustig gemacht, weil ich mit einem Zitat angekommen bin«, würde er ihr schmunzelnd vorhalten.

»Nie, mein Schatz. Was hat Emily Dickinson gleich wieder übers Sich-lustig-Machen gesagt?«

Er würde sie ernst ansehen und sich dann irgendeinen Unsinn aus den Fingern saugen, den er Dickinson oder Proust oder Fred Feuerstein zuschreiben würde.

Weil wir ans Lieben gewöhnt sind.

Endlich waren sie zusammen und in Sicherheit. Im Schutz der Kiefern.

Ihr Blick wanderte unweigerlich den Hügel hinauf zu der Bank, auf der Armand und Clara saßen. Ohne miteinander zu sprechen.

»Worüber, glaubst du, reden sie nicht?«, fragte Myrna.

Die große schwarze Frau setzte sich in den bequemen Polstersessel gegenüber von Reine-Marie. Sie hatte aus dem Buchladen nebenan ihre eigene Teetasse mitgebracht und bestellte sich einen frisch gepressten Orangensaft.

»Armand und Clara? Oder Ruth und Rosa?«, fragte Reine-Marie.

»Was Ruth und Rosa reden, wissen wir«, sagte Myrna.

»Fuck, fuck, fuck«, sagten die zwei Frauen einstimmig und lachten.

Reine-Marie schob sich eine Gabel French Toast in den Mund und schaute wieder zu der Bank auf dem Hügel hinauf. »Sie sitzt jeden Morgen mit ihm dort oben«, sagte sie. »Selbst Armand weiß nicht, was er davon halten soll.«

»Du glaubst doch nicht etwa, dass sie ihn verführen will?«, fragte Myrna.

Reine-Marie schüttelte den Kopf. »Dann hätte sie ein Baguette mitgenommen.«

»Und Käse. Einen schön reifen Tentation de Laurier. Der richtig zerläuft ...«

»Hast du schon Monsieur Béliveaus neuesten Käse probiert?«, fragte Reine-Marie, die darüber ihren Mann völlig vergaß. »Den Chèvre des Neiges?«

»O Gott«, stöhnte Myrna. »Er schmeckt wie Blumen und Brioche. Hör bloß auf. Oder willst du mich verführen?«

»Ich? Du hast damit angefangen.«

Olivier stellte das Glas Saft für Myrna und Toast für beide auf den Tisch.

»Muss ich euch zwei schon wieder mit dem Schlauch abspritzen?«, fragte er.

»*Désolé*, Olivier«, sagte Reine-Marie. »Es war meine Schuld. Wir haben über Käse gesprochen.«

»In der Öffentlichkeit? Ekelhaft«, sagte Olivier. »Ich bin ziemlich sicher, dass Robert Mapplethorpe wegen eines Fotos von einem Baguette mit Brie auf den Index gekommen ist.«

»Einem Baguette?«, fragte Myrna.

»Das würde Gabris Vorliebe für Kohlehydrate erklären«, sagte Reine-Marie.

»Und meine«, sagte Myrna.

»Ich komme gleich wieder«, sagte Olivier und ging. »Mit dem Schlauch. Und glaubt bloß nicht, das ist euphemistisch gemeint.«

Myrna bestrich eine dicke Scheibe Toast mit schmelzender Butter und Marmelade und biss hinein, während Reine-Marie einen Schluck Kaffee nahm.

»Wo waren wir gerade?«, fragte Myrna.

»Bei Käse.«

»Davor.«

»Bei ihnen.« Reine-Marie deutete mit dem Kopf in Richtung ihres Mannes und Clara, die stumm auf der Bank über dem Dorf saßen. Worüber redeten sie nicht, hatte Myrna gefragt. Und dieselbe Frage stellte sich Reine-Marie jeden Tag.

Die Bank war ihre Idee gewesen. Ein kleines Geschenk an Three Pines. Sie hatte Gilles Sandon gebeten, sie zu bauen und dort oben aufzustellen. Ein paar Wochen später war eine Inschrift darauf erschienen. Tief eingeritzt, gekonnt, sorgfältig.

»Warst du das, *mon coeur*?«, hatte sie Armand auf ihrem Morgenspaziergang gefragt, als sie davor stehen geblieben waren, um sie zu betrachten.

»Nein«, hatte er verduzt gesagt. »Ich dachte, du hättest Gilles gebeten, es einzugravieren.«

Sie hatten herumgefragt. Clara, Myrna, Olivier, Gabri. Billy Williams, Gilles. Sogar Ruth. Niemand wusste, wer die Wörter in das Holz geritzt hatte. Auf ihren Spaziergängen mit Armand kam sie jeden Tag an diesem Rätsel vorbei. Sie passierten das alte Schulhaus, wo Armand fast getötet worden wäre. Sie gingen durch den Wald, wo Armand getötet hatte. Und beide waren sich dieser Ereignisse sehr

deutlich bewusst. Jeden Tag drehten sie um und kehrten in das stille Dorf und zu der Bank darüber zurück. Und zu den von einer unbekanntenen Hand eingeritzten Wörtern ...

Von Freude überrascht

Clara Morrow erzählte Armand Gamache, warum sie da war. Und was sie von ihm wollte. Und als sie geendet hatte, sah sie in seinen nachdenklichen Augen, was sie am meisten fürchtete.

Angst.

Sie hatte sie hervorgerufen. Sie hatte ihm ihre eigene Furcht eingepflanzt.

Am liebsten hätte Clara die Worte zurückgenommen. Gelöscht.

»Ich wollte einfach, dass du es weißt.« Sie spürte, wie sie rot wurde. »Ich musste es jemandem erzählen. Mehr nicht ...«

Sie geriet ins Faseln, was ihre Verzweiflung nur steigerte.

»Ich erwarte nicht, dass du irgendetwas unternimmst. Das will ich auf keinen Fall. Es ist eigentlich gar nichts. Damit werde ich allein fertig. Vergiss bitte, dass ich überhaupt was gesagt habe.«

Aber es war zu spät. Sie konnte nicht mehr aufhören.

»Ist auch egal«, sagte sie bestimmt.

Armands Lächeln erreichte die tiefen Falten um seine Augen, und Clara stellte erleichtert fest, dass keine Angst mehr in ihnen war.

»Mir ist es aber nicht egal, Clara.«

Als sie den Hügel wieder hinunterging, schien die Sonne in ihr Gesicht, und in der warmen Luft lag der zarte Duft von Rosen und Lavendel. Am Dorfbauer blieb sie stehen und drehte sich um. Armand hatte sich wieder gesetzt. Sie fragte sich, ob er das Buch wieder herausholen würde, nachdem sie gegangen war, aber er tat es nicht. Er saß nur da, mit übereinandergeschlagenen Beinen, eine große Hand in der anderen, gefasst und anscheinend völlig entspannt. Er schaute über das Tal. Zu den Bergen dahinter. Zur Welt draußen.

Es wird alles gut, dachte sie, als sie sich auf den Heimweg machte.

Aber tief drinnen wusste Clara Morrow, dass sie etwas angestoßen hatte. Dass sie in diesen Augen etwas gesehen hatte. Tief drinnen. Vielleicht hatte sie es weniger dort eingepflanzt als vielmehr geweckt.

Armand Gamache war nach Three Pines gekommen, um sich auszuruhen. Sich zu erholen. Sie hatten ihm Frieden versprochen. Und dieses Versprechen hatte sie gerade gebrochen.

3

»Annie hat angerufen«, sagte Reine-Marie und nahm einen Gin Tonic von ihrem Mann entgegen. »Sie werden etwas später kommen. Der Freitagabendverkehr in Montréal.«

»Bleiben sie übers Wochenende?«, fragte Armand. Er hatte den Grill angeworfen und rangelte mit Monsieur Béliveau um den Vorrang. Aber er stand auf verlorenem Posten, weil er nicht die Absicht hatte zu gewinnen, sondern nur den Anschein erwecken wollte, dass er nicht von vorneherein die Waffen streckte. In einer förmlichen Geste der Kapitulation reichte er dem Gemischtwarenhändler schließlich die Zange.

»Soviel ich weiß, schon«, sagte Reine-Marie.

»Gut.«

Etwas an der Art, wie er das sagte, ließ sie aufhorchen, aber dann war es auch schon weg, von einer Lachsalve davongetragen.

»Ich schwöre euch«, sagte Gabri und hob eine mollige Hand zum Schwur, »das sind Designersachen.«

Damit sie ihn in voller Pracht bewundern konnten, drehte er sich einmal um seine Achse. Er trug eine Schlabberhose und ein weites limettengrünes Hemd, das sich leicht bauschte, als er sich drehte.

»Ich habe die Sachen in einem Factory Outlet gekauft, als wir das letzte Mal in Maine waren.«

Gabri war Ende dreißig, etwas über eins achtzig groß und hatte dank etlicher Mille-feuilles eine ordentliche Wampe angesetzt.

»Ich wusste gar nicht, dass Benjamin Moore jetzt auch Klamotten macht«, sagte Ruth.

»Ha, ha, ha«, sagte Gabri. »Diese Sachen sind extrem teuer. Oder sehen sie etwa billig aus?« Er sah Clara flehentlich an.

»Sie?«, fragte Ruth.

»Alte Hexe«, sagte Gabri.

»Alte Schwuchtel«, sagte Ruth. In einer Hand hielt die alte Frau Rosa, in der anderen ein Gefäß, in dem Reine-Marie eine ihrer Vasen erkannte. Gefüllt mit Scotch.

Gabri half Ruth zu ihrem Stuhl zurück. »Kann ich dir was zu essen bringen?«, fragte er. »Einen Welpen oder vielleicht einen Fötus?«

»Gern, mein Bester«, sagte Ruth. »Das wäre nett.«

Reine-Marie ging zwischen ihren Freunden im Garten herum und schnappte französische und englische Gesprächsfetzen auf, meistens eine Melange aus beidem.

Armand hörte aufmerksam Vincent Gilbert zu, der eine Geschichte zum Besten gab. Offensichtlich war sie witzig, höchstwahrscheinlich selbstironisch, denn Armand grinste. Dann sagte er etwas und gestikulierte beim Sprechen mit seinem Bier.

Als er endete, lachten die Gilberts und er. Dann fing er ihren Blick auf, und sein Lächeln wurde breiter.

Der Abend war noch warm, aber wenn sie später die Lampen im Garten anmachten, würden sie die leichten Pullover und Jacketts brauchen, die jetzt noch über den Stuhllehnen hingen.

Leute gingen im Haus der Gamaches aus und ein, als wäre es ihr eigenes, und stellten Essen auf den langen Tisch auf der Terrasse. Sie waren eine feste Einrichtung geworden, die zwanglosen Grillabende jeden Freitag bei den Gamaches.

Allerdings war es nur für wenige das Gamache-Haus. Nach der Frau, die dort gelebt hatte und aus deren Nachlass die Gamaches es gekauft hatten, hieß es im Dorf weiterhin Emilies Haus und würde vermutlich auch weiter so heißen. Auch wenn es auf Armand und Reine-Marie neu wirkte, war es in Wirklichkeit eins der ältesten Häuser von Three Pines. Es hatte eine weiße Holzverkleidung und auf der Vorderseite eine breite Veranda, von der man auf den Dorfbauer schaute. Auf der Rückseite waren eine Terrasse und der große vernachlässigte Garten.

»Ich habe dir eine Tüte mit Büchern ins Wohnzimmer gelegt«, sagte Myrna zu Reine-Marie.

»*Merci.*«

Als sich Myrna ein Glas Weißwein einschenkte, fiel ihr Blick auf den Blumenstrauß in der Mitte des Tisches. Hoch, überschwänglich, voller Blüten und Grün.

Myrna war nicht sicher, ob sie Reine-Marie sagen sollte, dass er hauptsächlich aus Unkraut bestand. Es fehlte keiner der üblichen Verdächtigen. Blutweiderich, Giersch. Sogar Winden.

Sie hatte die Blumenbeete schon mehrmals mit Armand und Reine-Marie durchgesehen und geholfen, Ordnung in das verhedderte Chaos zu bringen. Und sie glaubte, ihnen den Unterschied zwischen Blumen und Unkraut unmissverständlich klargemacht zu haben.

Eine weitere Lektion war angesagt.

»Schön, nicht?«, sagte Reine-Marie und bot Myrna ein Häppchen Räucherforelle auf Roggenbrot an.

Myrna lächelte. Städter.

Armand entfernte sich von den Gilberts und schaute sich um, ob auch alle Gäste versorgt waren. Dabei fiel ihm ein ungewöhnliches Gespann auf. Clara hatte sich zu Ruth gesellt und saß jetzt so weit wie nur irgend möglich vom Haus entfernt und mit dem Rücken zur Party.

Sie hatte seit ihrer Ankunft kein Wort mit ihm gesprochen.

Das überraschte ihn nicht. Was ihn allerdings überraschte, war, dass sie sich zu Ruth und ihrer Ente gesetzt hatte. Obwohl es Gamache oft zutreffender fand, das Gespann als Rosa und ihren Menschen zu bezeichnen.

Für Clara oder irgendjemanden sonst konnte es nur einen einzigen Grund geben, Ruth' Nähe zu suchen. Das starke morbide Bedürfnis, in Ruhe gelassen zu werden. Ruth war eine soziale Stinkbombe.

Aber sie waren nicht ganz unter sich. Henri hatte sich zu ihnen gesellt und starrte die Ente an.

Es war Hundeliebe im Extrem. Eine Liebe, die Rosa nicht erwiderte. Gamache hörte ein Knurren. Es kam von Rosa. Henri quakte.

Gamache machte einen Schritt zurück.

Wenn Henri dieses Geräusch machte, verhiess das nichts Gutes.

Clara stand auf, um von ihm wegzukommen. Sie ging auf Gamache zu, bevor sie die Richtung änderte.

Ruth rümpfte die Nase, als sich der Geruch von faulen Eiern breitmachte. Henri blickte sich unschuldig um, als versuchte er die Quelle des Gestanks auszumachen.

Jetzt sahen Ruth und Rosa den Schäferhund fast ehrfürchtig an. Die alte Dichterin holte tief Luft, dann atmete sie aus und verwandelte das stinkende Gas in Poesie.

»Du zwangst mich, dir tödliche Gifte zu geben«, zitierte sie aus ihrem berühmten Werk.

»Ich kann es nicht anders sagen.

Gab bloß alles, um dich loszuwerden.

Wie einen Bettler: Da. Hau ab.«

Aber Henri, der tapfere und gashaltige Schäferhund, haute nicht ab. Ruth sah ihn angewidert an, hielt ihm aber eine schrumpelige Hand zum Ablecken hin.

Was er auch tat.

Dann machte sich Armand Gamache auf die Suche nach Clara. Sie war zu den zwei Adirondack-Stühlen gegangen, die nebeneinander auf dem Rasen standen. Ihre breiten Armstützen waren mit eingetrockneten Feuchtigkeitringen überzogen, Relikte der über Jahre, Jahrzehnte hinweg im stillen Garten genossenen Drinks. Zu Emilies Ringen hatten sich die der Morgentassen und Nachmittagsaperitifs der Gamaches gesellt. Beschauliche Leben, ineinander verschlungen.

Zwei fast identische Stühle standen auch in Claras Garten. Einander leicht zugekehrt, schauten sie über die immerwährende Grenze, den Fluss, zu den Wäldern dahinter. Mit Ringen auf den hölzernen Armstützen.

Er beobachtete, wie Clara die Rückenlehne eines Stuhls umklammerte und sich gegen die hölzernen Latten drückte.

Er war nahe genug, um zu sehen, wie ihre Schultern sich hoben und ihre Knöchel weiß hervortraten.

»Clara?«, sprach er sie an.

»Mir geht's gut.«

Aber das stimmte nicht. Er wusste es. Und sie wusste es. Sie hatte geglaubt, gehofft, dass das Problem sich lösen würde, nachdem sie am Morgen mit Armand gesprochen hatte. Ein geteiltes Problem ...

Doch das Problem war zwar geteilt, aber nicht halbiert. Es hatte sich verdoppelt. Und dann noch einmal verdoppelt, als der Tag sich dahinzog. Indem Clara darüber gesprochen hatte, hatte sie es real gemacht. Sie hatte ihrer

Angst Gestalt verliehen. Und jetzt war sie heraus. Und wuchs.

Alles nährte sie. Die Aromen des Barbecues, die vernachlässigten Blumen, die abgenutzten, fleckigen alten Stühle. Die Feuchtigkeitsschichten, die verfluchten Feuchtigkeitsschichten. Wie zu Hause.

Alles, was trivial, was tröstlich und vertraut und sicher gewesen war, schien jetzt mit Sprengstoff umwickelt.

»Das Essen ist fertig, Clara.« Er sagte das mit seiner ruhigen, tiefen Stimme. Dann hörte sie, wie sich seine Schritte auf dem Gras von ihr entfernten, und sie war allein.

Alle ihre Freunde waren auf der Veranda und holten sich Essen. Sie stand abseits, mit dem Rücken zu ihnen, und schaute in den dunkel werdenden Wald.

Dann spürte sie jemanden neben sich. Gamache reichte ihr einen Teller.

»Sollen wir uns setzen?« Er deutete auf die Stühle.

Und Clara setzte sich. Sie aßen schweigend. Alles, was gesagt werden musste, war gesagt worden.

Die anderen Gäste nahmen sich von den Steaks und dem Chutney auf dem Tisch. Myrna musste immer noch über den Unkrautstrauch in seiner Mitte schmunzeln. Und dann hörte sie auf zu schmunzeln und erkannte etwas: Er war wirklich schön.

Salatschüsseln wurden herumgereicht, und Sarah gab Monsieur Béliveau das größte Brötchen, das sie am

Nachmittag gebacken hatte, während er ihr das zarteste Steak besorgte. Sie neigten sich einander zu, berührten sich aber ganz knapp nicht.

Olivier hatte das Bistro einem der Kellner überlassen und sich zu ihnen gesellt. Die Unterhaltungen mäanderten. Die Sonne ging unter, und Pullover und Sommersakkos wurden angezogen. Windlichter wurden angezündet und auf dem Tisch und im Garten aufgestellt, sodass es aussah, als hätten sich für den Rest des Abends riesige Glühwürmchen niedergelassen.

»Als Emilie gestorben ist, dachte ich, wir hätten unser letztes Gartenfest hier gefeiert«, sagte Gabri. »Zum Glück habe ich endlich mal falschgelegen.«

Beim Klang des Namens zuckten Henris Satellitenschüsselohren.

Emilie.

Die alte Frau, die ihn im Tierasyl gefunden hatte, als er noch ganz klein gewesen war. Und ihn zu sich genommen hatte. Ihn einen Namen gegeben und ihn geliebt und großgezogen hatte, bis sie eines Tages nicht mehr dagewesen war und die Gamaches gekommen waren und ihn zu sich genommen hatten. Er hatte monatelang nach ihr gesucht. Nach ihrem Geruch geschnuppert, jedes Mal die Ohren gespitzt, wenn er ein Auto hörte. Oder eine Tür. Er hatte beharrlich gewartet, dass Emilie ihn wiederfand. Ihn wieder rettete und zu sich nahm. Bis er eines Tag nicht mehr Ausschau hielt. Nicht mehr wartete. Nicht mehr gerettet werden wollte.